

Ich werd' erst jung in späten Jahren

Gedichte, Notizen, satirische Geschichten

Michael W. K. Shannon

Gedichte

(1976 bis 1984)

Die Wasser

Die Wasser tragen unsere Toten,
sie nehmen sie,
bergen sie,
umspülen sie sanft in Wellen,
die langsam laufen,
wiederkehren –
manch einen Toten mit sich bringen,
gebettet,
weich in Wogen,
die alles öffnen;
s o frei mit Wellen laufen,
s o frei in Wogen tauchen
und treibend auf und ab
und letztlich tiefer,
zuerst in Grauen, unergründlich,
wenn sie sinken,
dann aber
schweben sie hinab,
tiefer,
tiefer
und gelöst
und finden Grund,
auf dem sie liegen,
stumm,
und träumend warten.

Hoffnungs Tod

(zu Vincent van Goghs „Kirche in Auvers“)

Neben Steinen, Felsen
liegen abgestorb'ne Äste,
sandverkrustet
modert Gras -
windvergessen -
graue Wolken
decken eine Kluft;
darauf ein bleiches Licht von Dämmern
und neue,
violetten Wolken,
giftgetränkt,
aus deren Adern
quillt
schwarzes Blut
und regnet nieder,
kündet von Gericht.
Gericht
um eine geschändete Hoffnung,
die mit aufgeschnittener Kehle -
doch rinnt kein Tropfen Bluts daraus -
am Rand des Abgrunds steht
und wenn sie fällt -
nichts ist zu hören. -
Dann schlagen Blitze
Zeichen,

kommt fahle Blässe auf
und trübes Licht
lässt
wieder hoffen.

Feld

Hinter den Steinen
steht die Zeit,
hinter den Mauern
in engen Schatten,
hinter den Resten
auf weitem Feld,
weißgrau,
unverstanden,
hinter den Steinen
die Zeit

Wind

Wind

trägt frühes Jahr
von weit her
bis in dein Haar,
streicht und streift
morgenfrisch
und schon von allen Lüften schwanger,
spielt im Gras noch wie ein Kind,
treibt alles vor sich her –

Wind. –

Wind

trägt frühes Jahr
und Frische –
klar,
die wärmt sich
und lässt alles wachen.

Ein Kind

An einer Mauer
steht,
schaut,
schaut in die Welt,
hat ein kurzes Kleid,
verwaschen und verschmiert,
hat keine Schuhe,
nur zerriss'ne Strümpfe,
Beulen, Flecke -
ein Kind.

Was habt ihr gemacht?

Seht ihm ins Gesicht!
Schaut die Narben,
die ihr geschlagen,
die Strähnen Haare,
hohe Stirn
und Falten -
tief,
und noch ein Kind.
N o c h e i n K i n d ?

Was habt ihr gemacht?

Schaut die Lippen,

zitternd,
verzerrt, zerbissen,
die gelblich-weiße Haut –
und A u g e n.
Könnt ihr in d i e Augen sehen?
Große Augen schauen,
schweigen,
müde des Gesehenen,
alt – so alt.
Augen,
die nicht mehr klagen,
leergeweint,
die vom Tod erzählen.
Könnt ihr in d i e Augen sehen?
Ihr,
die es gezeugt
und es verbraucht,
ihr alle,
die ihm Leben ausgesogen?

Fleckig – blass,
zernarbt und müde –
alt –
ein Kind.
Noch habt ihr die Narben seiner Seele nicht gesehen.

Notizen

(1978 bis 1983)

6. September 1978

Ich bin dabei, das Theaterstück „Die Heide“ zu Ende zu schreiben. Es ist eine Totgeburt und noch nicht zu Ende: Am Anfang steht der Tod, am Ende, überall.

Ich fühle wenig, weil in mir so viel tot ist. Ich kann nicht weinen. Es ist ein Tod, über den man nicht weinen kann.

Es gibt nur junge Tote und alte, die noch leben.

7. September 1978

Alles, was man schreibt, wird alt, wird tot, wird kalt und starr. Man sollte nicht schreiben, ... es sollte Dichtung sein, die nur gesprochen wird, nie fertig ist, sich stets verändert. Deshalb sollte man nicht schreiben.

8. September 1978

Einmal muss man stehen bleiben, um die Kreisbewegung, in der man sich befindet, zu konstatieren, ... vielleicht um sie zu beenden.

Wir machen die Eigenschaften der Kinder. Die Eigenschaften werden als nötig erachtet, sie fähig zu machen zu handeln. Sie sind grässlich, weil sie sie fähig machen zu handeln – zu handeln wie wir.

Geträumtes Leben ist das schönste. Denn es erfüllt sich – als Traum. Nur als Traum.

15. Oktober 1978

Am schönsten ist, sich etwas auszudenken. Nichts kann so schön sein wie das Phantasieren. Ich habe immer meine Beziehungen zu anderen phantasiert, weil keine Beziehung so schön sein kann wie die, die man sich nur vorstellt. Kann das anders sein? Ich stelle mir vieles vor, Schlechtes wie Gutes. Nichts Gutes ist so gut, wie das, das ich mir vorstelle. Nur das Schlechte ist schlechter, als ich es mir vorstelle.

Ich habe immer Beziehungen zu anderen erfunden, weil ich keine hatte. Ich habe mir mein Leben erfunden, meine Freude. Das Angenehme in meinem Leben habe ich erfunden. Ich habe mir ein Lächeln erfunden, um zu lächeln. Ich habe mir Geschichten erfunden, um in ihnen zu leben. Ich habe etwas erfunden, um in ihm zu sein. Ich musste es erfinden. Ich habe mich nie mit diesem Raum und dieser Zeit abfinden können, ich habe immer einen anderen Raum und eine andere Zeit gebraucht. Sie waren vielleicht nicht viel schöner, aber anders. Ich habe viele Beziehungen durchlebt, durchspielt. Sie sind immer besser als tatsächliche Beziehungen: die tatsächlichen zerstören, die erfundenen nicht. Das ist ihr Vorzug.

Manchmal ist Schlechtes und Gutes, sind alle Dinge nicht mehr als Worte, Namen. Wenn man die Worte oft genug ausspricht, verlieren sie jeden Inhalt, werden sie sinnlos, werden sie Laute. Dann kehrt man in den Zustand zurück, in dem es Worte noch nicht gab.

Man steht vor der Bildung der Worte. So erkennt man, wie wenig die Dinge ihren Namen haben müssen.

29. Oktober 1978

Den Kindern ist der Tod am nächsten – und den Alten. Die Grafiken von Alfred Kubin lassen mich das denken: „Der Tod und das Kind.“ „Der Tod und die Alte.“ „Der Tod und der Landstreicher.“ „Der Tod als Priester.“ „Der Tod und die nackte Frau.“

28. November 1978

Meine Familie, meine engsten Verwandten haben immer so gelebt, als wären sie offene Gräber, die man einmal nur zu schließen bräuchte. Sie, lebend, sprechen aus ihren Gräbern, aus den Gräbern ihrer Seelen. Es sind Stimmen, manchmal laut, manchmal leise, Stimmen von verschütteten Seelen, zugeschütteten Seelen. Stimmen von alten, verbrauchten Seelen. Stimmen toter Seelen, die sagen: „Uns kann man nicht helfen. Niemand kann man helfen. Es wird nicht anders. Es ist so.“

Ja, wenn es ihnen so ergeht, dann ist es so.

3. Mai 1979

Ein Satz ist mir in den Sinn gekommen, ich glaube nicht an ihn, aber etwas drängte mich, ihn niederzuschreiben: Ich werd' erst jung in späten Jahren.

27. Juni 1979

Schreiben, um sich gegen die Zeit zu stemmen. Aus einem Zeitgefüge ein anderes herauswachsen zu lassen, es gebären. Eine Zeit gegen eine andere zu erfinden. Die Notwendigkeit, das Bedürfnis, aus dem dies entspringt? Fühlen und Denken vom Handeln zu trennen. Wenn dem Fühlen und Denken sofort oder kurz darauf eine Handlung folgen muss, so unterordnen wir uns bestimmten Regeln und Zwängen, zum Beispiel der Zweckrationalität. Nur wenn wir Zeit finden (erfinden), kann es uns gelingen, diese Regeln und Zwänge zu überwinden, die fatale Enge, die unter permanentem Zeitdruck stehende Verknüpfung von Fühlen, Denken und Handeln aufzulösen. Nur dann können wir Distanz zu uns, zu anderen, zum Gehandelten gewinnen. Distanz zu den Wunden, in die wir einander täglich schlagen. Es gibt nichts Unbarmherzigeres als die menschliche Lust zu verwunden, wann immer und wo immer es möglich ist. Als hätten wir nie die Möglichkeit, anders zu handeln – nie.

1. September 1981

Schreiben ist ein kleineres Übel: Man kann die Bedingungen des Leidens selbst bestimmen.

Satirische Geschichten

(2022 bis 2024)

Das Wahrhaftige

Er hatte den Job als Bar-Pianist angenommen, obwohl er nicht Klavier spielen konnte. Der erste Abend entwickelte sich zum Fiasko. Er versprach dem Bar-Besitzer glaubhaft, sein Klavierspiel bis zum nächsten Tag zu perfektionieren. Der Erfolg gab ihm recht, zumal er einen Tonrekorder für sich spielen ließ. Nach wenigen Wochen langweilte ihn sein Können und er wandte sich der Klassischen Musik zu, die er mithilfe hochwertiger Rekorder in einer viel beachteten Solo-Karriere vorantrieb.

Da Musik für ihn mehr und mehr zum Hobby mutierte, suchte er nach einer neuen beruflichen Herausforderung: Er bewarb sich als Flugzeug-Pilot, wobei ihn die Qualität seiner beispielhaft gefälschten Zeugnisse zu einer Fixanstellung verhalf. Auf seinen ersten Flügen ließ er die Co-Piloten die volle Arbeit leisten und freute sich mit ihnen, über das wachsende Ausmaß ihrer – beider – Erfahrung. Nach einem durch ungeschicktes Verhalten verursachten Zwischenfall, der infolge einer Verkettung glücklicher Umstände ohne tödliche Folgen blieb, konnte er nachweisen, dass die Verantwortung zum Zeitpunkt des Vorfalls nicht bei ihm, sondern bei seinem Co-Piloten zu finden war.

Danach wollte er wieder etwas Handfestes machen, weshalb er sich um die Stelle als Herzchirurg eines Krankenhauses bemühte. Seine penibel erstellten

Zeugnisse überzeugten die Entscheidungsträger restlos. Schon bei seiner ersten Operation am offenen Herzen übergab er die chirurgische Arbeit einem Assistenzarzt, der für die erfolgreich durchgeführte Operation großes Lob erntete und – Sie ahnen es – aufgrund eines schwerwiegenden Fehlers bei der folgenden Operation vom Dienst freigestellt wurde. Da er seine Arbeit als Operateur in hervorragender Weise delegierte, wurde ihm schon nach geraumer Zeit die Leitung der Kardiologie und in weiterer Folge die Geschäftsführung der Klinik angeboten. Die Leichtigkeit seines beruflichen Aufstiegs hinterließ Spuren der Unzufriedenheit in ihm, weshalb er beschloss, den Beruf zu wechseln.

Die Politik kam für ihn nicht in Frage, da Ausbildung oder einschlägige Fähigkeiten vorzutäuschen nicht erforderlich waren, weil man sie dort nicht brauchte. So wandte er sich den Wissenschaften zu, die ihn unter tatkräftiger Hilfe eines Teams überaus kompetenter Ghostwriter auch hier in ungeahnte Erfolgshöhen kapapultierten. Er starb 76-jährig als Nobelpreisträger für Physik, da er schlüssig nachgewiesen hatte, dass die Prozesse der Quantenmechanik wirksam sind, wenn man sich mit ihnen beschäftigt, sie aber nicht existieren, wenn man sich nicht mit ihnen beschäftigt. Seine letzten Worte waren: „Täuschung ist das einzig Wahhaftige im Leben: Man kann sie einfach erkennen, wenn man sich nicht von ihr täuschen lässt.“

Eine kleine Naturgeschichte

Die Natur zwingt uns umzudenken: Vieles ist anders als es scheint ...! Wer hätte gedacht, dass der schwarz-rot geschnäbelte stelzenlaufende Strandpfeifer täglich mehrmals einen neun-strophigen Gesang von sich gibt, der – infolge seiner Zugehörigkeit zur Gruppe der Pfeifer – naturgemäß aus einem Pfeifen und das auf ein- und derselben Tonhöhe besteht. Leidet er an Bronchitis, verwandelt sich dieser Ton in ein dumpfbulliges Geräusch. Das unterscheidet ihn wesentlich vom schwarz-rot geschnäbelten stelzenlaufenden Bergpfeifer. Der an Bronchitis leidende schwarz-rot geschnäbelte stelzenlaufende Bergpfeifer verändert sein Pfeifen in diesem Fall nämlich nicht. Was zur Folge hat, dass selbst aufmerksame vogelkundliche Beobachter nie genau unterscheiden können, ob er gerade an Bronchitis leidet oder nicht. Eine Forschergruppe hat nun eine mehrjährige Untersuchung gestartet, im Zuge derer man schwarz-rot geschnäbelten stelzenlaufenden Bergpfeifern Tonbandaufnahmen von an Bronchitis leidenden schwarz-rot geschnäbelten stelzenlaufenden Strandpfeifern vorspielt, um diese zu ähnlichen Geräuschen zu animieren. Eine weitere Forschergruppe will sich, sobald erste Ergebnisse der Untersuchung vorliegen, mit der diffizilen Frage beschäftigen, ob die schwarz-rot geschnäbelten

stelzenlaufenden Bergpfeifer tatsächlich an einer Erkrankung der Atmungsorgane leiden oder sie die jahrelang vorgespielten Geräusche ihrer Artverwandten nur imitieren.

Auch Kreuzungen von Lebewesen zeitigen zuweilen ungewöhnliche Ergebnisse: Die Kreuzung von Krokodilen mit Haselnusssträuchern hat sensationelle Erfolge erbracht. Dabei kommt es sehr auf den Ort der Geburt an: An sonnigen Standorten werden die Nüsse größer. Die Kreuzung von Eisbären mit Erdbeeren hingegen scheiterte kläglich: Sie konnte die Erwartungen geschmacklich nicht erfüllen.

Erstaunliche Erkenntnisse gibt es auch auf einem anderen Gebiet zu vermelden, das uns besonders nahesteht. Die entwicklungsgeschichtlich engsten Verwandten des Menschen sind, wie sich herausgestellt hat, Lippenblütler. Da die Sprache eines der wichtigsten Kriterien des Menschseins ist und Sprache ohne Lippen nicht auskommt, bestand schon geraume Zeit die Vermutung, Lippenblütler würden hier eine wesentliche Rolle spielen. Fossile Funde von Stimmbändern früher Lippenblütler haben dies nun letztgültig bestätigt.

Gleichfalls erstaunlich: Der menschliche Körper besteht nicht nur aus diversesten Zellen. Manchmal sind es auch Kojen – wenn es sich aus der Form ergibt. Während Zellen über einen Zellkern verfügen, haben Kojen keinen Kern, sie sind kernlos. Manche Kojen

wachsen und entwickeln sich zu Großraum-Kojen. In Großraum-Kojen können sich sogar Zellen finden – dann sind auch diese kernlos.

Dass in einer Situation existenzieller Bedrohung Menschen das Blut in den Adern gefriert, ist eine bekannte Redewendung, die sich nun definitiv als Tatsache herausgestellt hat. Beim Gefrieren des Blutes erwies es sich von essenzieller Bedeutung, welche Nahrung der Betroffene zuvor zu sich genommen hat: In der überwiegenden Zahl der Fälle zeichneten kalte Getränke oder Eis dafür verantwortlich, wobei Stracciatella- und Pistazien-Eis hier eine besondere Bedeutung zukommt. Um die nachhaltige Schädigung durch einen zu lange anhaltenden Gefrierzustand zu vermeiden, empfiehlt sich die Verabreichung heißer Getränke oder – sofern ohne Verzug greifbar – scharf pfefferhaltigen Essens, wenn Not an der Zeit ist, intravenös. Eine Frage darf im Rahmen der Naturgeschichte keineswegs unbeachtet bleiben: Gibt es Yetis? Dies muss unzweifelhaft mit „Ja!“ beantwortet werden. Vielfache Sichtungen von Yetis beweisen dies, und das gleich auf mehreren Kontinenten. Das wiederum erklärt sich aus der Tatsache, dass Yetis gerne wandern, auch über riesige Distanzen hin.

Wie sich Yetis über viele Generationen fortpflanzen konnten? Auch das lässt sich einfach erklären: Es gibt natürlich die Yetin! Yetinne sind noch nie gesichtet worden, weil sie nicht gerne wandern. Dass Yetis, wie

jüngste Berichte belegen, über ein hohes Maß an Humor verfügen, zeigt sich in ihrer Vorliebe, sich zu verkleiden oder als jemand anderer auszugeben: Manche von ihnen wurden schon als international gesuchte Scheckbetrüger und Fellverkäufer enttarnt.

Zuletzt die Frage, ob Yetis Menschen sind, eine Art von Bären oder Großaffen, muss aufgrund des Selbstbestimmungsrechtes aller Wesen Yetis überlassen werden. Ob sie sich den Unvernunft-begabten und kriegerisch-aggressiven Menschen zurechnen wollen, muss freilich ernsthaft bezweifelt werden.

Achtung und Wertschätzung

Dass zum Erreichen diverser Ziele die eigene Leistung heranzuziehen wäre, zählt zu den ältesten Mythen der Menschheitsgeschichte. Merkwürdigerweise ist es schon, fremde Leistung zum Erreichen eigener Ziele zu nutzen. Zweifelsohne an Beliebtheit nicht zu übertreffen ist, auf das bewährte System von „Schmieren und Geschmiertwerden“ zurückzugreifen. Die motivierende Zuwendung erstaunlich hoher Geld- und/oder Sachwerte hat aktivierende Wirkungen zur Folge, die den Beteiligten Win-win-Konstellationen erschließt. In Strafgesetzbüchern finden sich dazu leider nach wie vor ungeschöne, ja beleidigende Worte. Und auch der mit

Lobbyismus umschriebene Begriff wird der Mitmenschen in herausragender Weise schätzenden Handlung des Schmierens nicht annähernd gerecht. Auch dass es beim Schmieren wie auf einer Schmiere – einem nicht allzu professionellen Theater – zuzugehen, ist angesichts des zumeist durch werthaltige gesellschaftliche Intention geprägten Vorgehens unangebracht.

Wer schmiert, weiß, wie gut es tut, geschmiert zu werden. Wer geschmiert wird, weiß, was er dem Schmierenden Gutes tun kann. So steht auch die Redewendung „Eine Hand wäscht die andere.“ in unmittelbarem Zusammenhang damit: Wer geschmiert wird, aber auch wer schmiert, muss sich aufgrund des Schmierens wiederholt die Hände waschen und da es sich beim Schmieren um einen gegenseitigen Vorgang handelt, ist dies auch beim dadurch bedingten Waschen der Hände exakt der Fall.

Hingegen gibt die Formulierung „Es geht wie geschmiert.“ den Vorgang nur unzulänglich wieder: Denn es geht nicht nur „wie“ geschmiert, sondern es wird tatsächlich geschmiert und zwar *w i e* geschmiert wird, dass es wie geschmiert geht.

Für die, die geschmiert werden, gilt nach dem Sprichwort „Einem geschmierten Gaul schaut man nicht ins Maul.“: Nimm, was du bekommst! Aber verlange mehr: Das macht dich wichtiger!

Wer schmiert, sollte wiederum schnell sein, wie die vielfach gemachte Erfahrung „Wer zuerst schmiert,

mahlt zuerst.“ eindrucklich belegt – also zügig schmieren, bevor es andere, vielleicht sogar mit konträren Absichten tun. Wer schnell schmiert, schmiert gut! Nicht zuletzt kommt es auch auf das Ausmaß des Wertes an, mit dem geschmiert wird, somit darauf, nicht knausrig zu sein: Beim Schmieren ist Großmut angesagt, schließlich versteht es sich als Zeichen gegenseitiger Achtung und Wertschätzung.

Ein Ätzerl

Er war eine lebende Legende: der Herr B. Ein Mann, der half, wo immer es möglich war, geschickt in der Installation und Reparatur jeglichen Haushaltsinventars, von kleinem Wuchs, aber emotional berührender Größe ... und ein Ausbund an Unpünktlichkeit. Er hatte die Unpünktlichkeit nicht erfunden, aber ihre Entwicklung in zuvor ungeahnter Weise vorangetrieben. Man wartete auf ihn in der Regel, vorerst ohne eine Nachricht zu erhalten. Wenn er sich nach Stunden telefonisch meldete – es gab zu dieser Zeit noch keine Mobiltelefone, nur Festnetzgeräte – lautete seine Entschuldigung: „Ich bin später dran. Es wird ein Ätzerl dauern.“ Stunden danach lautete seine Prophezeiung: „Es kann noch ein Ätzerl dauern.“ Das Ätzerl erfüllte sich nach weiterer Wartezeit. Wäre er jemals früher gekommen als das eine oder andere Ätzerl

später, man hätte es nicht zu deuten gewusst. Es war auch eine Zeit, in der Arbeitgeber den positiven Eigenschaften ihrer Mitarbeiter so viel Gewicht beimaßen, dass Unpünktlichkeit in den tolerierten Bereich fiel.

Herr B. half, wo immer er konnte und nahm sich zu vieler Dinge an, was wohl der wesentliche Grund für seine Unpünktlichkeit war. Einmal – ich war damals noch ein Kind – sollte er am 5. Dezember, von meinen Eltern engagiert, als Krampus verkleidet in unserer Wohnung auftreten. Der Nikolaus, sein Rollen-Partner, wartete schon vor dem Haus – es vergingen Stunden: Bei mir wuchs die Spannung vor dem Auftritt der beiden ins nahezu Unerträgliche, beim Nikolaus stellten sich Erfrierungserscheinungen ein. Nachdem das eine oder andere Äutzerl vergangen war, erschien endlich der Krampus. Meine später zaghaft gestellte Frage, ob in der Krampus-Verkleidung vielleicht Herr B. steckte, wurde unglaublich verneint, zumal sich der Krampus nach seinem Erscheinen leise mit „Es hat ein Äutzerl gedauert.“ entschuldigt hatte.

Einmal war Herr B. am Tag seiner angekündigten Ankunft gar nicht erschienen, auch am nächsten Tag nicht, erst am übernächsten – alles verbunden mit der mehrmaligen glaubhaften Versicherung: „Es kann noch ein Äutzerl dauern.“ Das bewies, dass sich der mit einem Äutzerl assoziierte Zeitraum noch erheblich erweitern ließ. Was nicht zuletzt Einsteins Relativitätstheorie – Zeit vergeht je nach Geschwindigkeit

der Bewegung unterschiedlich schnell - unterlegte, wobei bezüglich Herrn B. eher die Formulierung „unterschiedlich langsam“ angezeigt gewesen wäre.

Aber das Ätzerl hatte noch ganz andere Dimensionen: Manchmal sagte Herr B., wenn er etwas installierte oder reparierte: „Das ist ein Ätzerl zu lang.“ oder „Es gehört ein Ätzerl nach links und ein Ätzerl nach vorn.“ oder „Das ist ein Ätzerl zu klein.“ oder „Das ist ein Ätzerl zu schwer.“. Man stelle sich vor: das Ätzerl, eine Maßeinheit für Länge, Gewicht, Raum und Zeit. Meines Wissens nach hat Einstein Herrn B. niemals kennengelernt. Aber ein Zusammenreffen beider hätte möglicherweise die Physik auf völlig neue Grundlagen gestellt.

Zurück zum Zeit-Aspekt: Es gab Leute, die sagten, Herrn B. könne man auch um den Tod schicken, so ließe es sich noch geraume Zeit gut leben.

Nun, es war auch für Herrn B. einmal so weit: Vielleicht konnte er den Tod aber das eine oder andere Mal mit „Ich komm' gleich, es kann noch ein Ätzerl dauern.“ vertrösten. In jedem Fall wird Herr B. wohl in himmlischen Gefilden seinen Platz haben, da er in seinem Leben so vielen geholfen hat. Vielleicht, ... vielleicht wird er seine Flügel nicht gleich gefunden haben, weil er noch ein Ätzerl dafür gebraucht hat.